Petersburger Eindrücke.

Von **Jan Altenburg.**

(„Norddeutsche Allgemeine Zeitung").

Barrikaden, Tanz um die Guillotine und andere Revolutionsrequisiten, die man von Nethels Holzschnitten und Reinhardts Danton-Inszenierung her kannte, sind so außer Kurs gesetzt wie etwa die Klischees „Kampf um die Fahne" oder „frischer, fröhlicher Krieg." Die Revolution ist weder malerisch noch theatralisch. Sie gleicht hierin dem modernen Krieg. Aber vielleicht wirkten frühere Menschheitsdelirien auf die Zeitgenossen ebenso farblos, und sie erscheinen uns nur deshalb in romantischem Lichte, weil die Leute bunte Kostüme und veraltete Kampfmethoden hatten.

Wer das grob Stoffliche sucht, erlebt Enttäuschungen. Die rote Fassade des Winterpalais weist viele helle Punkte auf — Einschläge von Gewehrkugeln — und einige ganz wenige Gebäude sind im Innern ausgebrannt. Sonst steht noch alles und es herrscht Ruhe. Aber diese Ruhe ist unheimlicher, grausiger, niederdrückender als der blutigste Kampf. Denn Kampf bedeutet Handlung und die Hoffnung auf Veränderung und den Sieg. Auf der erstarrten Stadt, deren Straßen abends menschenleer sind und wo tagsüber hungrige Leute lautlos und schüchtern an einander vorbeiwandeln, lastet ein bleierner Himmel. Die Wohlhabenden und die Reichen, die sich in dem Lande der „Oblomoweria" nie recht auftreffen konnten, hocken fatalistisch, ängstlich und gebückt in den Wohnungen. Des Schicksals zermalmende Hand" schwebt über ihnen und diese Tatze tappt blindlings zu. Ohne Angabe von Gründen werden sie zu Tausenden verhaftet. In den Gefängnissen hungern sie und ein Teil verhungert. Die Angehörigen wissen nie recht, ob die Verwandten noch leben oder schon erschossen sind — wenn sie überhaupt erschossen sind. Denn man hört hier von Todesarten, die plumpbestialisch wie zur Zeit der Bauernkriege oder raffiniert-grausam wie die Todesmartern der Chinesen sind, so daß man immer wieder den Satz ausruft, den man hier täglich Dutzende von Malen wiederholt: „Aber das ist ja Unsinn — das geht doch nicht!"

Man sitzt bei alten Petersburger Bekannten und sie sprudeln ihre Klagen und Anklagen mit einer Stimme hervor, die von maßlosem Haß und der Unmöglichkeit, noch weinen zu können, zerbrochen ist. Sie sollen Decken für das Heer abliefern, mehr als sie geben können, und für jede fehlende Decke 1000 Rubel zahlen. Matrosen waren am Vormittag da und werden von morgen an von den fünf Zimmern vier bewohnen. Ein Stück Zucker zum Exempel, nicht größer als ein Taubenei, kostet 1,80 Rubel. Die Frau des Hauses, eine Dame von Welt, hat Befehl erhalten, übermorgen von früh sieben Uhr an bis zum Abend eine Kaserne zu scheuern. Ein Verwandter, der früher Rechtsanwalt war — Rechtsanwälte sind abgeschafft — macht in den Docks Zwangsarbeiten und hat sich dabei einen Leistenbruch zugezogen. Schlotternd tritt ein junger Leiter herein. Man hat nachts bei ihm einen Verwandten verhaftet, obgleich er in einem Revolutionskomitee tätig war. Soldaten haben gerade einen Passanten über die Kaimauer in die Newa geworfen und dem Ertrinkenden, als er schrie, eine Pistolenkugel nachgefeuert. Es läutet — es ist nur die Portierfrau, die einen Brief abgibt. Aber man zuckt so nervös zusammen, daß man sich empfiehlt und durch die stillen Straßen in das Hotel zurückgeht.

Wie gesagt: Ja ziehen und den Tanz um die Guillotine gibt es nicht.

Es ist alles ruhig.

*

Auf einer kleinen Station vor Petersburg habe ich viele, viele Stunden lang unfreiwillig Muße, das Treiben anzusehen. Der Bahnhof quillt von Soldaten, Bahnbeamten und anderen Leuten in Uniform über, von denen jeder schließlich doch irgendeine sagenhafte Beschäftigung haben muß. Schon in Friedenszeiten standen, wenn einer etwas tat, sieben interessiert herum. Sie stehen auch jetzt noch herum, nur mit dem Unterschiede, daß man ihnen plötzlich den Paß zeigen muß. Sie befehlen!

Ein Soldat, der, nach seinem sachlichen und höflichen Gebaren und nach dem Zuschnitt der Uniform zu urteilen, früher ein höherer Vorgesetzter war, untersucht kniend mein Gepäck. Ein ärmlicher, schlecht genährter Mann steht demütig daneben. Was will er nur? Er ringt sichtlich mit einem Entschluß. Da endlich tritt er an den Knienden heran, gibt ihm die Hand und wünscht ihm salopp guten Tag. Aber das absichtlich Saloppe kommt nicht recht heraus, während der Gruß des Knienden, der sich widerwillig nur halb umdreht und gnädig die Fingerspitzen herreicht, ganz überlegen wirkt. Trotzdem geht der andere beglückt und geschmeichelt weg. Aber, wie denn? War nicht ausgemacht worden, daß jetzt alle gleichberechtigte Brüder sind?

In den eleganten Herrschaftsautomobilen, die über das glitschige Petersburger Holzpflaster rennen, sitzen fast ausschließlich Soldaten und Matrosen. Vor den Verwaltungsgebäuden der Regierung hält immer ein kleiner Wagenpark. Die Insassen haben eine gewichtige Ledermappe unter die Arme geklemmt, aber dieses Symbol der Würde reicht nicht aus, um ihnen Haltung zu verleihen. Ihren fröhlichen Mienen merkt man zu sehr an, daß Automobilfahren ihnen noch ungeheuren Spaß bereitet. In wenigen Monaten werden infolge der rücksichtslosen Raserei alle Automobile in Grund und Boden gefahren sein. Das kann sehr leicht einen Wendepunkt der Revolution bedeuten. Denn die einzige Kategorie von Leuten, die unter den neuen Verhältnissen restlos glücklich sind, wird dann vielleicht der Meinung sein, daß sich die ganze Revolution nicht mehr lohnt.

Auch die Gebildeten und die Besitzenden von ehedem haben sich noch nicht im geringsten zurechtgefunden. Sie machen nicht den Versuch energisch sich zu widersetzen, aber auch der Begriff Mimikry scheint ihnen unbekannt zu sein. Sie benehmen sich wie die Kinder. Statt sich als Soldat zu verkleiden und mit den Wölfen zu heulen, laufen sie womöglich in Lackstiefeln und stolz herum. Kasematten und Hinrichtung drohen ihnen täglich und sie gäben alles darum, wenn sie fliehen könnten: in einem reservierten Coupé erster Klasse mit Dienerschaft.

*

Wenn man von Petersburg erzählt, erwähnt man zufällig und nebenbei das Frauenbataillon. Auf viele Hörer wirkt das am meisten: „Nein, gibt es das wirklich? Sind die Weiber hübsch?"

Man stellt selbst nachträglich das Absurde dieses Erlebnisses fest. In Petersburg sah man sich nach den weiblichen Soldaten kaum um. Hier, wo die geheiligten und notwendigsten Einrichtungen des Alltags abgeschafft und durch naive oder groteske Neuerungen ersetzt worden sind, ist alles so auf den Kopf gestellt, daß ein weiblicher Soldat nichts Ueberraschendes hat. Hätten die Bäume plötzlich blaue Blätter oder ginge die Sonne im Westen auf, so würde man sich wahrscheinlich auch nicht darüber wundern.

*

An die großen russischen Dichter denkt man kaum einmal. In Paris wird man auf Schritt und Tritt an Balzac oder Maupassant, in Kopenhagen an den dänischen Erzähler erinnert. Petersburg wirkt im alten Kern wie Paris und die anderen Teile erinnern an Vorstädte von Wien und Budapest. Das ist der eine Grund. Und dann: wie malt man sich die Revolution aus, die von den Studenten Dostojewskis und den Idealisten Tolstois getragen wird? Allumfassendes Mitleiden und Erbarmen, Inbrunst, Mystik und Ekstase! Die gebildeten Schwärmer und die altruistischen Intellektuellen der großen russischen Romane sind beseitigt oder mundtot gemacht worden. Und von den brutalen Soldaten und Matrosen, die vier Jahre europäischen Krieg mit giftigen Gasen, Fliegerbomben, Tanks und Maschinengewehren hinter sich haben, ließen sich weder Gontscharow noch Dostojewski etwas träumen.

*

Nachts halten wir infolge einer Automobilpanne in einem Dorf. Während die anderen sich in einem Bauernhause erwärmen, dessen Bewohner sehr höflich, sehr bescheiden und ergeben sind, hält man abwechselnd draußen im Wagen Wache. Fröstelnd hüllt man sich vor der kalten Luft in die Decken. Der Nachtwächter schlürft durch die verschlafenen Straßen und das trockene Knarren seiner Holzklapper klingt mindestens so poetisch wie das Wächterhorn in einem deutschen Dorf. Am Himmel flimmern Millionen Sterne.

Man denkt schläfrig an die Geschehnisse der letzten Stunden zurück. Eine Dame sucht seit drei Wochen in allen Gefängnissen ihren Mann, den man eines Nachts verhaftet hat. (Er war wohlhabend und verwandt mit einem General). Sie suchte ihn in Petersburg, sie suchte ihn in Kronstadt, und seine Photographie, die sie überall vorzeigte, ist schon ganz abgegriffen. Heute war man in Schlüsselberg am Ladogasee. Man fuhr vergeblich von Gefängnis zu Gefängnis — zwischendurch erzählte sie immer wieder mit einer weichen, mauenden Stimme ihre Geschichte. Jetzt sitzen sie drinnen, in irgend einem Bauernhause eines Dorfes und essen von den Speisen, die für den Mann bestimmt waren. Ein belangloses Geschehnis.

Und plötzlich fährt man auf: „Aber das geht doch nicht, das ist ja Unsinn! Das ist doch eine Episode aus einem alten, alten Buch über die französische Revolution!"

In diesem lieblichen Zeitalter erlebt man schon etwas! Wenn wir später einmal unser Dasein überschauen, haben wir nicht nur den Golf von Neapel und den Montblanc gesehen, nicht nur „Faust" und „Fidelio", Liebe und Glückseligkeit kennen gelernt. Auch ein Weltkrieg und die Revolution ist uns beschieden gewesen.

*

Jetzt fehlen nur noch ein Erdbeben und die Pest.

Trotz alledem nimmt man begeistert und beglückt die architektonischen Wunder des kunstvollen Stadtgebildes in sich auf: die weitausladende Pracht der Plätze, die genialen Anlagen der langen Avenuen mit den effektvollen Blickpunkten, die Paläste, die italienische Architekten im 18. Jahrhundert schufen, Falconets Peter den Großen und den schwerfälligen Klassifizismus russischer Baumeister. Welcher Adel und welche Kultur, welch pompöser, hinreißender Schwung der Lebensführung spricht aus den Schlössern, Gärten und Galerien!

Vor der Admiralität liegt ein entsetzlich verstümmelter und verkommener Bettler am Boden, der winselnd tierische Laute von sich gibt.

Betroffen denkt man darüber nach, daß neben der heiteren Pracht der Bauten, neben dem Glanz der Auffahrten, Bälle und Feste, dem Reichtum und der Kultur in all den Jahrhunderten Leibeigenschaft, Sibirien und Peter Paulsfestung Hungersnöte, Armut und blutige Unterdrückungen existierten.

Eine tiefeingreifende Veränderung ist eingetreten. Mit den Festen des Lebens und der Kunst ist es vorbei. Die leeren Paläste wirken melancholisch wie Kulissen. Die Musen und Grazien sind verjagt.

Aber der Bettler liegt trotzdem noch da.

„Wenn man nicht mißvergnügt werden will, muß man nicht zu hoch hinaus wollen."

*

Wer im Zorn handelt, gleich dem Steuermann, der das Steuer verloren hat,

Was bezweckt die moderne Rassenhygiene?

Von Professor Dr. **E. Landau.**

Das Geheimnis der Natur, in ihren vollendetsten Offenbarungen Normalität und Individualität miteinander zu verbinden, ist unaussprechlich.
Mommsen, römische Geschichte.

Bei keinem Kulturvolke hat die Eugenik, die von Galton begründete moderne Rassenhygiene, so viel Anhänger gefunden, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Selbst der Präsident Wilson hielt es für angemessen, in seiner Antrittsrede folgenden Passus zu gebrauchen: „Das ganze Land ist erwacht und erkennt die außerordentliche Bedeutung der menschlichen Vererbungswissenschaft, sowie deren Anwendung zur Veredelung der menschlichen Familie."

In England existiert das von Galton gegründete und von seinem Schüler Karl Pearson geleitet berühmte Vererbungs-Forschungsinstitut. In Deutschland haben sich diesen Fragen so bedeutende Forscher wie Schallmeyer, Ploetz, M. von Gruber, N. Sommer, Lenz, Rüdin usw. angenommen. In Frankreich hat sich gerade vor Ausbruch des Krieges eine große eugenetische Gesellschaft gegründet, unter der Leitung des berühmten Zoologen Edm. Perrier. An der Internationalen Hygiene-Ausstellung 1911 in Dresden wurde diesen Problemen außerordentlich viel Aufmerksamkeit geschenkt. Auch befassen sich mit diesbezüglichen Fragen ausgezeichnete periodische Zeitschriften wie z. B. „The Eugenics Review", das „Archiv für Eugenik und Frauenkunde", usw.

In vielen Ländern Europas sind von Fachkennern sachliche Monographien erschienen, in denen es klipp und klar gezeigt wird, daß die Probleme der Familienforschung und Vererbungslehre nicht nur für den Theoretiker von Interesse sind, sondern auch für den Volkshygieniker, für den Individualpsychologen, für den Soziologen und für den Politiker. Und dennoch muß erwähnt werden, daß die Eugenik in vielen intellektuellen Kreisen Gegner gefunden hat, aus dem einfachen Grunde, daß ihre Tendenzen von vielen falsch erkannt und falsch gedeutet werden. So eigentümlich es auch scheinen mag, so liegt hier die Hauptschuld gerade an den irrtümlichen Auffassungen, Erwartungen und Hoffnungen von der Eugenik seitens des Begründers dieser Lehre, nämlich Francis Galton selber. Er glaubte, daß qualitative Variationen beim Menschen sich derart vererben, daß die Nachkommen die elterliche Abweichung von der Grundform zu zwei Dritteln erben. Das ist die sogenannte Galtonsche Regression. Galton meinte sogar, eine mathematische Formel dafür gefunden zu haben, und zwar folgende: ist zum Beispiel der eine Teil der Eltern vollblütig (1), der andere dagegen gewöhnliche Rasse (0), so würde sich die Formel der Nachkommen folgendermaßen ausdrücken: $1 + 0 : 2 = \frac{1}{2}$, nächste Generation $\frac{1}{2} + 1 : 2 = \frac{3}{4}$, $\frac{3}{4} + 1 : 2 = \frac{7}{8}$ usw. Die Auswahl von extrem günstigen Varianten, würde demnach eine Verschiebung des Durchschnittes in der Richtung der ausgewählten Variante ergeben. Es ist einleuchtend, daß, wenn das zutreffen würde, man einfach durch Auslese neue Rassen und Arten erzeugen könnte, was auch Galton selber in folgenden Worten in seinem Werke „Hereditary Genius" ausdrückte: „Wenn es, ungeachtet gewisser Beschränkungen, möglich ist, durch sorgsame Auslese eine beständige Hunde- oder Pferderasse zu erhalten, müßte es möglich sein, durch wohlausgewählte Ehen während einiger aufeinanderfolgenden Generationen eine hochbegabte Menschenrasse hervorzubringen." Doch haben hier die Untersuchungen und Versuche von Prof. Johannsen die Irrtümlichkeit dieser Auffassung dargetan, indem er zeigte, daß persönliche individuelle, nicht aus dem Rahmen der Norm herausfreiende Variationen, nicht vererbbar sind und daß die Vererbung von Variationen nur in sog. „reinen Linien" studiert und aufgeklärt werden kann, nicht aber in gemischten „Populationen", wie es Galton tat.

Für die modernen Vererbungsforscher sind derartige phantastische Ziele nicht mehr ernst zu nehmen; der gegenwärtige Eugeniker will nicht von sich aus das komplizierteste und vornehmste Naturgeschöpf schablonenmäßig durch Zucht verbessern, sondern er bezweckt den Kulturmenschen von vielen Uebeln, welche teilweise gerade mit dem modernen sozialen Leben im Zusammenhang stehen, zu befreien und welchen durch eine rationelle Hygiene in vielen Fällen vorgebeugt werden kann.

Die gegenwärtige Eugenik ruht auf zwei biologischen Tatsachen, und zwar, daß erstens, die Volkshygiene im Grunde genommen eine Hygiene des Keimplasmas, und zweitens, daß die Vererbungsgesetze, welche man im Pflanzen- und Tierreich beobachtet, auch für den Menschen, wie es erwiesen ist, ihre volle Gültigkeit haben; also die Gesetze von Lamark, die Beeinflussung jedes Organismus durch das Milieu, sowie die Mendelschen Regeln.

Bevor wir nun zur Statistik übergehen, wollen wir in aller Kürze in einigen Worten, welche auch für eine Person, die keine fachmännischen Kenntnisse hat, verständlich sein werden, die eben genannten biologischen Gesetze etwas näher besprechen. Zuerst einige Worte zur These, daß die Volkshygiene im Grunde genommen die Hygiene des Keimplasmas sei. Zu diesem Zwecke wollen wir nun einige biologische Tatsachen in Erwägung ziehen. Bekanntlich ist jeder Pflanzen- und Tierkörper aus einer unzähligen Menge von sogenannten Zellen aufgebaut. Den Hauptbestandteil der Zellen bilden ein komplizierter Eiweißstoff, den man Protoplasma nennt. A. Weißmann unterscheidet nun im pflanzlichen wie im tierischen Körper Zellen mit aktivem und passivem Protoplasma; das erste wird zum Aufbau des ganzen Körpers verbraucht und stirbt mit dem Tode seines Trägers, da es nicht die Fähigkeit besitzt, sich fortzupflanzen (Somatoplasma). Das passive Protoplasma, noch als Idioplasma bekannt, beteiligt sich nicht am Aufbau des Körpers des Individuums, sondern geht direkt aus den Keimzellen der Eltern in die Keimzellen der Nachkommenschaft über. Es hat die Fähigkeit, sich unsterblich zu machen dadurch, daß es von der einen Generation auf die andere stets übertragen wird, indem nur ein Teil der Zellen jedes Keimlings zum Aufbau seines Organismus gebraucht wird, der andere aber nach wie vor zu germinativen Zwecken aufgehoben wird. Diese großartige Lehre wurde nachher durch Untersuchungen der feineren Verhältnisse des Zellkernes von Rubaschkin, Boveri, Sutton, Standfuß, E. B. Wilson, Baltzer u. a. bestätigt. Weitere experimentelle Untersuchungen, hauptsächlich amerikanischer Forscher, haben dann gezeigt, daß an der Nachkommenschaft nur dann Abweichungen von den Eltern beobachtet werden, wenn man durch das Experiment am Elternkörper nicht nur das aktive, sondern auch das passive Protoplasma günstig oder ungünstig beeinflußt. Fragt man nun den Volkshygieniker, ob er auch für den Menschen Ursachen kenne, die das Idioplasma beeinträchtigen, so erfährt man, daß er diese Frage mit Recht bejaht und uns solche Gifte, den Alkohol, die Tuberkulose und die Lues nennt, welche den Keim hereditär fast stets belasten.

Auf diesbezügliche klinische und statistische Angaben kommen wir bald zurück. Zunächst wollen wir aber die oben angeführten Erscheinungen des Milieueinflusses mit einigen Worten erwähnen. Diese Frage wird bis auf den heutigen Tag in fachmännischen Kreisen mit Heftigkeit ausgefochten. Am bekanntesten sind hier die Erfahrungen von Cuénot und Kammerer. Hier z. B. ein Versuch vom letzteren an dem Feuersalamander (Salamandra maculata). Dieses Tierchen hat eine bunte, gelb- und schwarzgefleckte Haut. Bringt man nun einige solcher Tierchen in ein Terrarium, dessen Boden ausschließlich mit gelbem Sande ausgebettet ist, so zeigt es sich, daß die nächsten Generationen stets gelber werden und die schwarzen Flecke sich zurückziehen. Setzt man dagegen solche Tierchen auf schwarzen Sand, so ändert sich in gewissen Grenzen ihr Aeußeres in entgegengesetzter Richtung.

Hochinteressant sind in dieser Beziehung auch die Beobachtungen von Prof. Franz Boas an den nach Nordamerika eingewanderten Juden und Italienern. Es hat sich gezeigt, daß unter dem Einfluß des neuen Milieus (Klima, Nahrung, Beschäftigung, Hygiene), wie die einen so die anderen sich dem amerikanischen Typus genähert haben. Sind solche Beobachtungen zutreffend, so scheint es doch der Mühe wert, die Frage der Vererbung auf die Nachkommenschaft, der von den Eltern erworbenen Eigenschaften, näher nachzugehen.

Was nun die Versuche und die von Gregor Mendel aufgestellten Regeln betrifft, so handelt es sich da in Kürze um folgendes: Nimmt man z. B. den Blütenstaub einer weißen Tulpe und bringt ihn auf die Narbe einer roten Tulpe, und sät nachher den Samen des Fruchtbodens der letzteren, so keimen daraus ausnahmslos rosa blühende Tulpen. Versucht man nun bei allen diesen Tulpen den Staub jeder Blume auf die Narbe der gleichen Blume zu bringen, und sät nachher diese Samen aus, so zeigt es sich, daß die nun auftretende zweite Generation bereits verschiedenartig blühen wird, und zwar werden die einen weiß blühen, die andern rosa und wiederum andere rot. Das Verhältnis der Zahl dieser drei Färbungen wird dabei folgende sein: ein Viertel weiß, ein Viertel rot, zwei Viertel (½) rosa. Wiederholt man nun noch einmal das Experiment und bringt wiederum den Staub jeder Blume auf ihre eigene Narbe, so zeigt es sich, daß die weißblühenden Tulpen immer nur weißblühende und die rotblühenden nur rotblühende bringen, die rosablühenden dagegen werden sich wiederum in den oben erwähnten Proportionen in weiß-, rot- und rosablühende Blumen spalten. Aus ähnlichen Versuchen folgerte dann Mendel seine folgenden Regel: 1. Die Gleichartigkeit der zu untersuchenden Charaktereigenschaft bei der ersten Mischungsgeneration (alle Tulpen blühten rosa). 2. Das Gesetz der sogenannten Dominanz eines Charakterzuges über den andern, der rezessiv ist. In unserem Falle wäre die rote Färbung dominant (vorherrschend) über weiß, welche der roten Färbung gegenüber rezessiv (zurücktretend) ist. Es handelt sich nämlich darum, daß in den Rosablüten auch der weiße Charakter vorhanden ist, aber bloß vom roten überdeckt. Die dritte Regel ist die der Spaltung, welche darin besteht, daß der gemischte Charakterzug (rosa) sich nur in 50 Prozent (½) der Fälle auf die weiteren Generationen überträgt, in der übrigen Hälfte der Fälle spaltet der gemischte Charakter, und ein Viertel kehrt zum väterlichen und ein Viertel zum mütterlichen zurück. Diese, die Spaltung einmal durchgemachten 50 Prozent (¼ + ¼) werden in ihrer Nachkommenschaft bereits stets weiß oder rot, und nicht rosa blühen. Im oben angeführten Beispiele handelt es sich um ein Merkmalspaar, nämlich rot — weiß. Man kann aber leicht solche Fälle untersuchen, wo es sich gleichzeitig um zwei oder mehrere Merkmalspaare handelt, wobei z. B. für das erste Merkmalspaar die dominierende Eigenschaft väterlicherseits, beim zweiten Merkmalspaar die Dominanz mütterlicherseits ist u. s. w.

Nach den Untersuchungen von Mendel an verschiedenen Erbsenarten, hat sich dann herausgestellt, daß jedes Merkmalspaar, unabhängig von den anderen Merkmalspaaren, den oben angeführten Regeln unterliegt. Daraus folgerte Mendel das Gesetz der Selbständigkeit der Merkmale.

Hugo de Vries, Correns und von Tschermak haben die Mendelschen Gesetze an vielen Pflanzenarten bestätigt; Cuénot, Poll, Bateson, Baur, Arnold Lang u. a. haben die Gültigkeit dieser Regeln auch für Schnecken, Vögel und andere Tiere bewiesen.

Für einzelne Merkmale des Menschen wie z. B. Dominanz vom spiraligen Haar gegen schlichtes Haar (G. und C. Davenport), von Dominanz brauner Augen gegen graue, und grauer Haar gegen schlichtes Haar (G. und C. Davenport, Hurst), war bereits das Gleiche bekannt. Aber die erste größere Studie zur Frage der Rassenmischung, also der Kreuzung und Vererbung beim Menschen, verdanken wir Eugen Fischer. Auf Grund seiner anthropologischen Untersuchungen an den Rehobother Bastards, gelangt er zu folgenden, nicht nur für den Theoretiker, sondern auch für den praktischen Soziologen und Staatsmann sehr wichtigen Ergebnissen: Die Vererbung der beiderseitigen Rassenmerkmale erfolgt alternativ, und zwar nach den Mendelschen Regeln. Das konnte für Haarform, Haar-, Augen- und Hautfarbe, Nasenform, Nasenindex, Form der Lidspalte, Stirnbreite u. a. nachgewiesen werden. Eine praepotente Rassenvererbung gibt es nicht. Daß etwa farbige oder primitive Rassen als solche stärker durchschlagen in der Vererbung, ist falsch. Einzelmerkmale sind dominant, nicht Rassen. Dominanzmerkmale scheinen ohne jede Korrelation zu sein. Als Ergebnis einer Rassenkreuzung gibt es keine neuen Rassen; die Merkmale spalten nach den Mendelschen Regeln wieder auf.

Aber nicht nur Rassenmerkmale und Gesichtszüge werden nach den Mendel'schen Regeln vererbt. Auch Mißbildungen, Krankheiten, körperlicher sowie geistiger Art, folgen sehr oft diesen Gesetzen.

Nach den Untersuchungen an Tieren von Wood, Doncaster u. a. hat es sich gezeigt, daß zuweilen die eine oder andere Erbeinheit durch das Geschlecht des Individuums beeinflußt wird. Und siehe da, auch diese Erscheinung der ungleichen Dominanz wird auch beim Menschen beobachtet. Das gilt zum Beispiel für die Vererbung der Farbenblindheit (Nettelship) und der Bluterkrankheit (Lenz), welche im männlichen Geschlecht dominieren und im weiblichen rezessiv sind.

Wir sehen also, daß der Mensch den gleichen Entwicklungs- und Vererbungsgesetzen unterliegt, wie die ganze belebte Welt. Indem wir nun einiges aus statistischen Untersuchungen herausgreifen wollen, können wir das Problem der hereditären Lues-Spirochätose nur mit wenigen Worten erwähnen, da es allbekannt ist, daß viele geistige und körperliche Gebrechen sich fast ausschließlich auf dieser Grundlage entwickeln (Henrik Ibsen: „Die Gespenster"). Nicht allbekannt sind aber die sehr schädlichen Folgen des Alkoholismus der Eltern auf ihre Nachkommenschaft. Auf diesem Gebiete sind die Forschungsergebnisse der verschiedenen Länder die gleichen. Unglücklicherweise ist Bachus kein Feind der Venus. Die Trinkerfamilien bringen viele Kinder zur Welt, aber die Sterblichkeit ist hier eine sehr große, und die am Leben gebliebenen sind meistens minderwertig. Der Einfluß des Alkohols auf die Nachkommenschaft war bereits im Altertum bekannt, und schon Diogenes soll einem Idioten die Trunksucht seiner Eltern, die er, Diogenes, nicht kannte, vorgeworfen haben. In Frankreich haben den Einfluß des Alkohols auf die Nachkommenschaft viele bedeutende Männer studiert. Legrain hat die Stammbäume von 215 Trinkerfamilien untersucht, bei denen in der ersten Generation 508 Kinder erblich belastet waren, und zwar körperlich, moralisch und intellektuell; die geistige Minderwertigkeit stach besonders bei der zweiten Generation hervor, also bei den Großkindern der Trinker. Einige französische Statistiker erläutern den Ausdruck Idiot mit der Bemerkung „Enfants du dimanche", und ebenso ist, nach Laquer, die Auffassung der österreichischen Schullehrer, nach welcher gute Weinjahre zu nachstehenden entsprechenden schlechten Schulklassen, den sogenannten „Rauschkindern" führen. Mit dem Einfluß des Alkohols auf die Nachkommenschaft befaßten sich auch Abderhalden, v. Bunge, Holitscher, Pearson, Schweighofer, Laquer, Bonhöffer u. a., sie alle behaupten, daß der Alkohol als einer der stärksten Rassen- und Keimgifte des Menschen zu gelten habe.

Was nun Erblichkeit von Mißbildungen, krankhaften Anlagen und Krankheiten des Menschen nach den Mendel'schen Regeln betrifft, so verweisen wir auf die Tabellen, welche man bei Lundborg (Med. biol. Familienforschungen 1912), bei von Gruber und E. Rüdin (Katalog zur Dresdner Hygienie-Ausstellung 1911), bei Galippe (L'hérédité des stigmates de Dégénérescence et les familles souverains 1905), bei E. Bleuler (Mendelismus bei Psychosen usw. Schweizer Archiv f. Neurologie 1917), sowie bei Somer (Bericht über den zweiten Kurs mit Kongreß für Familienforschungs-, Vererbungs- und Regenerationslehre 1912) finden kann.

Wollten wir nun noch bei den Statistikern anfragen, was all die minderwertigen Elemente einem Staate an Sorgen, an sozialen Schädigungen und, last not least, an harten Mitteln kosten, so würden wir erfahren, daß die Minusvarianten der Gesellschaft nur dem Staate New York im Jahr 1910 den Betrag von 24 Millionen Dollars ausmachten; England gibt für Geisteskranke, Schwachsinnige, Verbrecher, Trunkenbolde usw. jährlich 35 Millionen Pfund Sterling aus; Popere berechnet für 1901 die durch Alkoholmißbrauch verursachte Ausgabe des Hamburger Staates, also für den 76. Teil der Bevölkerung Deutschlands, rund eine Million Mark. Nach den Berechnungen von Debove steigt in Frankreich die Bilanz der Ausgaben, welche nur durch den Alkoholismus verursacht werden, über eine Milliarde Franken, „l'alcoolisme est le principal facteur du paupérisme" (Delobel).

Wir glauben, daß diese wenigen statistischen Angaben, welche natürlich für alle Länder sehr vervollständigt werden können, uns zur Genüge mahnen, das möglichste zu tun, um die Entstehung der in den V. St. von Nordamerika "better not born" genannten zu verhüten. Und wir sind ganz der Meinung von Prof. von Bunge, wenn er meint, daß es lange dauern wird, bis die einfache Wahrheit im Volksbewußtsein sich festgesetzt haben wird, daß das Zeugen kranker, entarteter Kinder das schwerste Verbrechen ist, das Menschen überhaupt begehen können. Es gibt doch wohl noch Menschen, denen es nicht gleichgültig ist, ob ihre Kinder gesund sind oder entartet, und dem Staate als solchem ist es gewiß nicht gleichgültig, ob die Entartung oder im Gegenteil die Verbesserung der Bevölkerung überhand nimmt, ob der Staat einer Dysgenik oder einer Eugenik entgegengeht.

Das Ziel der Eugenik ist eine gesunde Demokratisierung eines Landes; sie bezweckt nicht, wie es von manchen irrtümlich gemeint wird, spezielle vornehme Gesellschaftsklassen zu züchten, sondern im Gegenteil, sie bezweckt eine Gesundung der ganzen Menschheit. Die Degeneration, sagt Prof. Sommer, die sich in der Zunahme der Geisteskrankheiten und in der Kriminalität äußert, hat ihren wesentlichen Grund darin, daß seit vielen Jahrhunderten den Völkern ein rassenveredelndes Adelsprinzip in naturwissenschaftlichem Sinne fehlt. Ebenso wie die psychopathischen Degenerationserscheinungen in allen Schichten zu beobachten sind, so ist auch der natürliche Adel nicht ein Prärogativ eines Standes, sondern ein Phänomen, die in allen Ständen zur Beobachtung kommt. Durch Rassenhygiene, durch Individualpsychologie und durch Gründung von experimentellen psychiatrischen Instituten, von Alkoholforschungsinstituten, sowie durch Schaffung von Gesetzen, wie z. B. die von Pennsylvanien, wo der Pfarrer nur nach Vorlegung eines ärztlichen Attestes über die eigene Gesundheit und über die Gesundheit der Eltern traut, soll der Mittelwert der ganzen Landesbevölkerung gehoben und veredelt werden. Die Eugenik will eine biologische Aufklärung des Volkes, um die Zahl der Minderwertigen in der menschlichen Gesellschaft nach Möglichkeit zu reduzieren. Dadurch, glauben wir, wird auch die Zahl der vom Leben Unbefriedigten bedeutend verringert werden.

Ueber Oderberg.

Betrachtungen von **Leonhard Adelt** (Lemberg).

(Berliner Tageblatt.)

Oderberg! Jedem klingt aus Friedenszeiten der Name noch im Ohr — nicht als der einer Stadt, sondern als Begriff: Grenze, Zollrevision, Ausland — D-Zug, Wartesaal, Restauration, Berlin-Wien über Breslau, Wien-Warschau, Wien-Lemberg-Czernowitz, Wien-Kiew, Wien-Odessa. Dieser Bahnhof war das Ausfallstor nach Osten und die Brücke zwischen den drei großen Staaten: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rußland. Wenn wir von Oderberg nach Wien weiterfuhren, wußten wir von der durchfahrenen Landschaft so wenig wie von der auf jener zweiten Strecke: Berlin-Wien über Tetschen — nämlich daß sie flach und reizlos sei, kaum wert, ihr vom Speisewagenfenster aus einen flüchtigen Blick zu gönnen.

Dieses Nichtwissen um so nahe Dinge hat sich schwer gerächt. Fremde Stämme lebten dort, die wir uns verbündet wähnten und die uns im Augenblick der höchsten Not entscheidend in den Rücken fielen. „Subversive Elemente" hießen sie zu Kriegsanfang, „Hochverräter" zum Schluß — aber dürfen wir sie heute noch Verräter schimpfen. Das, was sie verraten haben, haben sie nie anerkannt; wir aber meinten, es genüge, davon nicht Notiz zu nehmen.

Das, was sie verraten haben, „Oesterreich-Ungarn", existiert nicht mehr. Neue Staaten haben sich im alten Raum gebildet, stoßen sich hart in ihm, weiten und schneiden sich wie Ringe eines Teiches, in den man Steine wirft. Zwischen Lundenburg und Ostrau macht sich die tschechisch-slowakische Republik breit, zwischen Oderberg und Lemberg die Republik Polen. Alte deutsche Sprachinseln versinken in der Sturmflut fremder Nationalitäten, die weiterrollend breite deutsche Randgebiete überschwemmt: Deutschböhmen und die Sudetenländer. Stammesfremde entdecken sich mit einem Male auf unserm heimatlichen Boden; schon ist die Reichsgrenze nicht mehr der Damm, der sie von ihren Konnationalen trennt.

Mit den wirtschaftlichen Gemeinschaften ändern sich auch die Verkehrswege. Das tschechische Böhmen hat kein Interesse an den bisherigen Hauptlinien, die seine Zentrale Prag seitwärts liegen ließen. Es läßt zwischen Prag und Brünn gut gefederte, gut geheizte, gut beleuchtete Schnellzüge laufen — und zwischen Tetschen, Oderberg und Wien kalte, lichtlose Personenzüge mit zerbrochenen Fensterscheiben. Zwischen Oderberg und Wien verkehren täglich zwei Personenzüge, und es heißt, daß bald nur einer einmal in der Woche fahren soll. In Lundenburg wird der ungeheuerlich überfüllte Nordbahnzug nachts von den tschechischen Kontrollbeamten drei Stunden aufgehalten und peinlich nach Lebensmitteln durchsucht. Die Form ist höflich, die Verständigungssprache deutsch; sachlich ist es eine Grausamkeit gegen das hungernde Wien. In Ostrau stehen eingeschneite Kohlentransporte, auf die Wien verzweifelt und vergeblich wartet. Den Bahnhof Oderberg hält polnisches Militär besetzt; die deutschen Grenzer sind auf Annaberg zurückgewichen. Mackensens Soldaten kampieren unbewaffnet auf dem Bahnsteig, waschen sich den Ruß wochenlanger Fahrt aus den Augen und hegen unverhohlen Groll gegen die Verbündeten von gestern.

Die Fahrt durch Polen läßt sich nicht besser an. Mit einer Karte erster Klasse steht man zwanzig Stunden unmenschlich eingepfercht in einem Seitengang, durch den der Schneesturm fegt. Der Zug ist, wie vor vier Jahren, wieder Front. Die Blutsbrüder von gestern, Polen und Ruthenen, schlagen einander heute tot. Noch einmal muß ich den Kriegsberichterstatter machen. Bei Grodek ist die Bahnbrücke gesprengt; zu Fuß, im Schlitten, mit der Personenbahn geht es weiter. Die Riesenhalle des Lemberger Hauptbahnhofes gähnt leer, ein einziger Zug steht auf den Gleisen: ein Panzerzug, dessen Kanone wie das Fernrohr einer Sternwarte aus der stählernen Kuppel starrt.

Lemberg ist der hart umkämpfte Vorposten des Polentums im ukrainischen Gebiet. Die Polen sagen: es gibt keine Ukrainer, es gibt nur ruthenisch sprechende Polen. So wie die Tschechen von Deutschböhmen nichts wissen wollen. Die Polen sagen weiter: es gibt keine jüdische Nation, es gibt nur Polen mosaischer Konfession. Dies vorausgesetzt, anerkennen sie das Selbstbestimmungsrecht der nationalen Minderheiten. . . .

Dies vorausgesetzt, ist Lemberg heute polnisch wie noch nie. Man hört nur polnisch reden, bekommt nur polnische Zeitungen, und in die Farben Rot und Weiß mischen sich nur